

Nr. 277 Bromberg, den 2. Dezember 1932.

Mandus Frixens erste Reise

Roman von **Ewald Gerhard Seeliger.**

(28. Fortsetzung.) ——

Die Käseglocke.

Mit frischer nördlicher Brise war die Fortuna durch das Mittelmeer bis querab Cadix gekommen. Hier sprang der Wind nach Westen um, und das Wetter wurde naß und kalt.

Schiff, Führung und Mannschaft hielten sich auch weiterhin wacker. Bald wurde der Himmel wieder klar, und Jonni konnte seine Lehrtätigkeit wieder aufnehmen.

Seitdem er sich den Genever abgewöhnt hatte, war er bedeutend zugänglicher geworden, und Mandus machte sich bereits die schwersten Vorwürfe, daß er die ehrwürdige Konfirmationstasse zerbrochen hatte.

Auf der Höhe von Lissabon begann er sogar aus eigenem Antrieb wieder in der Kajüte aufzubacken.

„Sieh so!" schmunzelte Jonni. „Das ist hübsch von dir, mein Junge, daß du dich von deiner Boshaftigkeit bekehrt hast. Ja, ja, wir sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms. Das steht schon in der Bibel. Von jetzt ab darfst du jeden Mittag hier mit uns essen."

Vor dem vierundzwanzigsten Breitengrade lief ihnen ein großer vierschlotiger Hapagdampfer vorüber. Obschon er es sehr eilig hatte, nahm er sich doch noch die Zeit, vor der Fortuna die Hamburger Flagge zu dippen.

Mandus stand am Ruder und schaute sehnsüchtig dem Ozeanriesen nach, der sich mit voller Kraft voraus durch die Wogen pflügte.

Das ist doch wenigstens ein Schiff! dachte er. Dagegen ist die Fortuna eine lahme Schnecke.

Aber er hütete sich wohlweislich, daran zu tippen, denn er wußte, daß Jonni auf die Dampfschiffahrt nicht gut zu sprechen war. Da aber schnitt Cornelius kurz vor zwölf bei der Mittagsmahlzeit diese kitzlige Frage an.

„Ich bleib' nicht an Bord", teilte er Jonni beiläufig mit, „ich muß sehen, daß ich mehr verdiene. Ich will heiraten."

„So ein gutes Schiff wie die Fortuna findest du nicht, das sag' ich dir!" warnte ihn Jonni.

„Da nehm ich halt einen Dampfer", versetzte Cornelius trocken.

„So siehst du aus!" giftete sich Jonni. „Wo doch die Segelschiffahrt die einzig richtige ist. Sie war zuerst da und wird so lange sein, wie sich die Erde dreht."

„Meinetwegen gern!" gab Cornelius noch trockener zurück.

„In hundert Jahren ist das letzte Stück Kohle verbrannt!" prophezeite Jonni.

„Das erleb' ich nicht!"

„Aber deine Kinder!"

Mandus spitzte die Ohren wie noch nie.

„Mögen sie selber zusehen, wie sie weiterkommen. Wie mein Vater gestorben ist, hat er sich auch nicht mehr um mich gekümmert. Und wenn die Kohlen einmal zu Ende sind, dann werden die Kessel eben mit Öl geheizt."

„Und wenn das Öl zu Ende ist?" trumpfte Jonni auf.

„Da muß eben was anderes erfunden werden!" versetzte Cornelius, wischte sich den Mund und verließ die Kajüte.

„Der Alte ist wieder gnaddrich!" sprach er zu Andres Ochwatt, als er auf dem Achterdeck erschien, um ihn abzulösen, und erzählte ihm das Gespräch.

„Er hat Läuse im Magen!" meinte Andres Ochwatt, wusch sich die Hände und setzte sich an den Tisch.

„Du bist auch einer von den Neumodischen!" knurrte Jonni gereizt.

„Wieso denn?" fragte Andres Ochwatt, auf beiden Backen kauend.

„Du möchtest auch lieber auf einem Dampfer fahren."

„Warum denn nicht? Das ist doch viel bequemer. Und es geht auch viel schneller. Wir haben nicht mehr soviel Zeit wie früher. Es werden auch immer weniger Segelschiffe für große Fahrt gebaut. Und wir zwei beide werden das auch nicht ändern. Es lohnt sich eben nicht mehr. Ich bin für den Fortschritt."

Mandus öffnete die Lippen, um ja kein Wort zu verlieren.

„Du möchtest also, daß alle Segler verschwinden?" grimmte Jonni seinen Zweiten an.

„Aber keine Spur!" lachte Andres Ochwatt. „In der kleinen Fahrt werden sie bleiben, so von Amsterdam nach Hamburg und von Lübeck nach Danzig. Aber ich hab' keine Lust, immer blos an der Küche herumzukriechen. Das macht keinen Spaß."

„Spaß? Spaß?" knirschte Jonni. „Das Leben ist kein Spaß! Das Leben ist eine verdammt ernste Sache."

„Davon hab' ich noch nichts gemerkt", grinste Andres Ochwatt. „Bis jetzt ist mir alles gelungen, was ich angefaßt habe. Man muß nur fest zupacken und sich vor nichts fürchten. Dann geht alles wie geschmiert. Nicht wahr, Mandus?"

Mandus nickte mit leuchtenden Augen, und Jonni biß sehr nachdenklich auf dem Bernsteinstummel seiner kurzen Pfeife herum.

An der Back aber herrschte längst Heimatstimmung.

„Ich muß mich mal wieder nach meinem Bruder umsehen!" meinte Tetje.

„Und ich nach meiner Schwester", sprach Jakob. „Elf Kinder hat sie schon. Und die wird nicht eher Ruhe geben, bis das Dutzend voll ist."

„Und ich geh' auf die Schule!" rief Kuno und schlug sich zur Bekräftigung aufs Knie.

„Du bist imstande und machst Ernst!" lachte ihn Peter Jebsen aus.

Detlef wollte auf ein paar Tage zu seinen Eltern ins Mecklenburgische und Hugo zu seinen Großeltern ins Oldenburgische reisen.

Jeder hatte etwas anderes vor. Und dann begannen sie zu prahlen und zeigten sich gegenseitig die Geschenke, die sie unterwegs eingekauft hatten.

So kam die Fortuna in den Kanal. Zwei Tage lang wurde der Ausguck doppelt besetzt, und die Positionslaternen wurden besonders blank geputzt.

Bei Dover kamen sie mittags vorbei. Hier konnte Mandus die weißen Seifenstreifen, die das große Schiff Mannigfual an den Uferfelsen zurückgelassen hatte, aus nächster Nähe betrachten.

Noch vor der Höhe der Themsemündung sichteten sie eine Flottille englischer Torpedoboote, die furchtbar wichtig taten und wie toll und verrückt mit Übungsmunition um sich schossen.

„Mit diesen Beefsteakfressern kriegen wir es auch noch mal zu tun!" sprach Andres Ochwatt zu Mandus. „Die halbe Welt haben sie schon zusammengegrapst. Und nun wollen sie auch noch die andere Hälfte einstecken."

„Aber warum denn nur?" fragte Mandus.

„Die Leute sind halt so gebaut!" belehrte ihn Andres Ochwatt und summte dann tiefsinnig: „Un da mokt he sick en Engelsmann! Pardauz! Da liegt er im Schiet."

Als sie bei dem Feuerschiff Hoek van Holland vorbeiliefen, sagte Tetje: „Da unten liegt die Emilie aus Flensburg, die wo wir gerammt haben!"

„Die läuft uns nicht mehr in den Weg!" meinte Kuno. „Und gleich daneben liegt der Albratos."

Dann schauten sie alle über Bord, aber sie konnten nichts erkennen, weil die See graugrün und undurchsichtig war. Am übernächsten Abend warfen die Laternen der entgegenkommenden Dampfer lange Spiegelungsstreifen auf das Wasser.

„Das gibt Nebel!" sprach Jonni, der die ganze Zeit überhaupt nicht aus den Kleidern gekommen und kaum vom Achterdeck gewichen war, und ließ frischen Talg ins Lot schmieren.

Am nächsten Tage ließ sich die liebe Sonne überhaupt nicht blicken. Eine enge Käseglocke aus Milchglas umgab das ganze Schiff. Der Großtopp stach von unten her in den Knopf dieser Glocke, und so mußte die Fortuna das eigene Gefängnis immer mit sich weiterschleppen. Es machte ihr auch Mühe genug, kaum daß sie drei Knoten lief. Die untern Segel hingen schlaff, nur in den obern Laken stand eine labbere Kühlte.

Tetje, der den Ausguck besetzt hielt, gab alle Minuten langgezogene Töne mit dem Nebelhorn.

Näher und ferner brüllten sich die Dampfer an ihnen vorbei. In Sicht bekamen sie keinen einzigen.

„Mann de Lien!" kommandierte Jonni alle halbe Stunden.

Einer lief mit dem Lot heraus, warf die Leine klar, und mit einem tiefen Plumps fuhr das Lot in die Tiefe. Die Leine glitt durch Jonnis Hand, und er zählte laut die Meter. Dann wurde das Lot heraufgeholt, und er prüfte die Grundprobe, die unten in der talggefüllten Höhlung saß. Und da Jonni den Grund der Nordsee kannte wie seine eigene Hosentasche, konnte er den Kurs ungefähr halten.

Zwei Tage hing die vertrackte Käseglocke über ihnen und versperrte den Ausblick auf Backen, Tonnen und Feuer. Schwach blies der Wind, aber stetig.

Am dritten Morgen wurde Jonni unruhig. Dreimal kurz hintereinander lotete er.

„Wir müssen zu Anker gehn!" schlug Cornelius vor, und sogar Andres Ochwatt stimmte bei.

Jonni aber ließ zum vierten Male das Lot auswerfen. Wieder kam weißer Sand mit kleinen Muscheln herauf.

In einer Tiefe von achtzehn Metern hatte er diese Grundprobe noch niemals gefunden. Er krauste die Stirn und räusperte sich.

„Ich hör' was!" rief Mandus und deutete nach Nordnordost. „Da läutet was!"

„Ich kann nichts hören!" murrte Jonni äußerst verdrießlich, nachdem er angestrengt hinausgehorcht hatte. „Es wird wohl ein Schiff sein!"

„Nein! Nein!" ereiferte sich Mandus. „Das sind vier Töne mit der Glocke: Bim! Bam! Bam! Bums!"

Jetzt legte Jonni das Ohr an die Reling, aber er hörte nur die Wellen gegen die Planken schlagen. Mandus machte es ihm nach und vernahm nun die fernen Töne etwas deutlicher.

„Der Junge hat die besten Ohren an Bord!" sprach Andres Ochwatt. „Das hab' ich schon öfters gemerkt."

Jonni überlegte.

„Das könnte das erste Feuerschiff sein!" meinte Cornelius.

„Das ist ganz sicher das erste Feuerschiff!" rief Andres Ochwatt. „Der Signalapparat wird kaputt sein! Dann geben sie Glockensignale."

Jonni nagte an seiner Unterlippe.

„Jetzt wird es immer schwächer!" stellte Mandus fest.

Zum fünften Male flog das Lot über Bord. Jetzt gab es grauen Sad mit Schlick vermischt in fünfzehn Meter Tiefe.

„Gottsverdori!" schrie Jonni. „Hart Backbord das Ruder! Wir sind unter Scharhörn! Vier Strich Nordost zum Norden!"

„Vier Strich Nordost zum Norden!" wiederholte Hugo, der am Ruder stand, riß das Rad herum, und die Fortuna drehte der gefährlichen Sandbank das Achtergatt zu.

„Jetzt wird's wieder deutlicher!" meldete Mandus nach einigen Minuten.

„Nun hör' ich's auch!" bestätigte Kuno, der sich platt aufs Deck geworfen hatte, und schlug mit der flachen Hand auf die Planken: „Bim! Bam! Bam! Bums!"

Bald darauf fand Jonni in einer Tiefe von fünfundzwanzig Meter roten Sand.

„Jetzt sind wir in der Rinne!" rief er aufatmend. „Und wir bleiben drin, bis wir zu Hause sind!"

Damit waren alle einverstanden.

Eine Viertelstunde später brummte achterlich ein Dampfer heran. Alle fünf Minuten blökte seine Flöte wie ein ängstliches Mondkalb von hundert Meter Länge und zwölf Meter Breite. Sein Maschinentelegraph stand auf halbe Kraft vorwärts. Ganz langsam und vorsichtig schnitt sein schwarzer Steven auf Backbordseite die Nebelglocke an. Dann schoben sich die Mastspitzen und die Deckaufbauten aus dem Unsichtbaren heraus.

„Hallo! Hallo!" schrie Andres Ochwatt hinüber.

„Hummel! Hummel!" klang es klar und scharf von der hohen Brücke.

Die richtige Antwort darauf wurde im Chor gegeben.

„Schlepper schicken!" rief Cornelius hinüber.

„Werden schicken!"

„Danke!" schrie Jonni.

„Welches Schiff?"

„Hamburger Bark Fortuna von Genua!" brüllte Mandus. „Morgen Jonni!" tönte es neckisch aus dem Megaphon. „Hast du noch eine Buddel Genever an Bord?"

„Halt dein Maul und mach, daß du weiterkommst!" tobte Jonni erbost.

Ein übermütiges Gelächter flatterte herüber, dann schob sich der Dampfer wieder aus der Käseglocke hinaus. Aber einen Riß hatte sie weg. Als die Sonne höher kam, weitete sich der graue Käfig der Fortuna zusehends und schwand langsam und sicher.

Da lag die Lotsengaliote ganz dicht voraus, mitten im Fahrwasser.

Jetzt jachterte eine frostige Ostbö wie ein großer Besen über das Meer und fegte den Nebel auf Helgoland zu. Der Lotse ließ sich von einem kleinen Dampfer herübersetzen.

Der Anker der Fortuna fiel, und die Segel wurden geborgen. Zwei Stunden später kam ein Schlepper von Cuxhaven herunter. Vor seinem breiten Bug hatte er eine weiße, rollende Schaumwelle, und über der Welle schimmerten zwei weiße, wehende Tüchlein.

„Kiek, Mandus, da sind sie wieder!" rief Kuno.

„Ich sehe sie all lang!" versetzte Mandus und schwang die Mütze.

Jonni verschwand in die Kajüte, um sich einen besseren Rock anzuziehen.

„Fallreep dal!" kommandierte Andres Ochwatt.

Der Schlepper schoß längsseit und stoppte.

„Hurra!" jauchzte Selma und fiel erst Jonni, dann Mandus um den Hals.

„Was soll das heißen?" fragte Jonni verblüfft.

„Verlobung!" klärte ihn Selma auf. „Oder hast du was dagegen?"

„Ich nicht!" sprach Mandus.

Jonni stand starr.

Dann erschien seine Frau, gab ihm einen Willkommskuß und lotste ihn in die Kajüte.

Eine Viertelstunde später kam Jonni wieder zum Vorschein, um das Kommando zu übernehmen, und seine Frau begab sich in die Kombüse.

Selma und Mandus aber saßen auf der Back vor dem Spill und feierten unter vier Augen die Verlobung weiter.

„Dein Vater hat schon ja gesagt", berichtete sie zwischen den Küssen. „Und deine Mutter kriege ich auch noch herum."

„Aber Jonni!" warf er ein.

„Der hat überhaupt nichts zu sagen!" beruhigte sie ihn. „Der kommt doch immer nur zu Besuch nach Hause. Der wird gar nicht gefragt. Verstehst du?"

„Freilich!" nickte Mandus sehr glücklich. „Nun sind wir also verlobt. Was hat denn das zu bedeuten?"

„Gar nichts!" lächelte sie ihn an. „Das ist doch bloß so ein Quatsch, den die großen Leute erfunden haben, um sich wichtig zu machen."

„O ja!" lachte Mandus. „Daran denken die immer. Darauf läuft alles hinaus."

„Autoritätsfimmel!" bemerkte sie wegwerfend.

Und dann küßten sie sich tüchtig.

Die andern aber standen an der Reling, hielten die Hände in den Taschen und die Nasen nach der Kombüse gerichtet und ließen sich die Elbe hinauftauen.

(Schluß folgt.)

Der Große Ramses und seine schönen Frauen.

Von Frida Schanz.

Wir sehen ihn, wie ihn Forschungen, Ausgrabungen und glücklich entzifferte Hieroglyphentafeln jetzt zum Greifen deutlich vor uns hingestellt haben: einen Jüngling, fast einen Knaben, dem das ungeheure Selbstbewußtsein schon aus der überragenden Größe und sieghaften Haltung der wohlgebildeten Gestalt, dem bezaubernd leisen Lächeln des hochmütigen Mundes, dem knappen Bug des aristokratisch schmalen Nasenrückens spricht.

Er ist sechzehn oder siebzehn Jahre alt. Der Knabenzopf fiel kürzlich erst unter der Schere des Hoffriseurs. Der Knabe ist jetzt König von Ägypten, ist einer der glückhaftesten Erben der Welt. Wir sind etwa im Jahre 1300 vor unserer Zeitrechnung.

Der glänzende Seti I., zweiter Nachfolger des unbedeutenden, durch die Entdeckung seiner Grabschätze uns nahe gerückten Tutanchamon, ist nach kurzer Regierung voll strahlender Siege über Syrien und diese Siege verherrlichender Tempelbauten jung gestorben. Er hat Ramses nach dem Tod eines älteren Sohnes in feierlichen Zeremonien zum Nachfolger geweiht. Der Pharao ist Sohn der Götter, Nachkomme des Osiris und diesem höchsten Gott am Tage des Gerichts verantwortlich für sein Handeln und Tun.

Durch Wertgefühl, durch praktisches sowie mystisches Wissen und Können wurde dieser von Priestern, Feldherren und Staatsmännern erzogene Knabe schon allein ein halber Gott. Seine Krönungsfeiern, zuerst im heiteren, palmenumrauschten Memphis, dann, um den gefürchteten Gottfürsten Ammon nicht eifersüchtig zu machen, in der alten Tempelstadt Theben, haben stattgefunden; er ist unter einem Aufwand unerhörter Pracht und Festlichkeit regelrecht in die Familie der Götter, nun seine Familie, aufgenommen worden. Der Jugendliche fühlt sich in ungeheurem Abstand von der übrigen Menschheit. Seine Antrittsbesuche und Gabendarbietungen in den Haupttempeln des freundlichen Min und des schrecklichen Ammon folgen nicht viel später. Mit Frauen und Kindern schifft er sich auf dem goldenbunten königlichen Nilschiffe ein. Zwei Gattinnen werden erwähnt, eine namenlose neben der mit Namen genannten, großen, ersten, einzigen Königin: Nofretari — d. h. Tari, die Schöne, die Wunderschöne, die in weitem Abstand alle anderen überragende Hauptfrau, das rechte, eigentliche Weib des jungen Pharao. —

Die Ehen der ägyptischen Könige sind Polygamien. Eine reiche Anzahl herrlicher Prinzen und Prinzessinnen ist Sinn und Zweck der Pharaonenehen. Priester und hohe Verwaltungsbeamte sind Pharaonensöhne. Aber wir dürfen uns das Verhältnis von König und Königin im Grunde genommen doch als eine Art von Monogamie, eine Verbindung von besonders tiefer menschlicher Innigkeit und Zueinandergehörigkeit, denken. Nur Prinzessinnen von reinstem Geblüt, Töchter aus allerersten Fürstenfamilien kommen als „große Königinnen" in Betracht.

Die Familie kann nicht vornehm und ungemischt genug sein. Im Notfall machen die Könige die eigene Schwester zur Frau. Schwestern und spätere Töchter des großen Pharao werden neben den nur nach ihrer Schönheit ausgewählten Frauen in den Urkunden häufig als Nebenfrauen genannt.

Aber sie, die eine, ist doch die einzige, die Gefährtin, die Höchstverehrte. Ihr Name erscheint in den Urkunden neben dem des Königs. In ihrem Stirnreif trägt sie die sonst nur vom König getragene Uräusschlange. Was wir vom Idyllischen des Königslebens wissen, ist uns durch Echnaton, den großen beseelten Revolutionär, der auch in dieser Beziehung den Bann brach, einmal kurz entschleiert worden. Wir dürfen das Rührendinnige und Genießerischfrohe der El-Amarna-Familienbilder getrost auch auf die Ehe des großen Ramses übertragen.

Glücklich und lebensselig genug sieht die in Schönheit prangende Nofretari uns von dem entzückenden Abbild, das wir von ihr kennen, an. Es ist ein Totenbild, ein Relief aus ihrer Grabkammer.

Die holde Gestalt, welche die binsenschlanke Totengöttin Isis sanft an der Hand von hinnen führt, ist jung, um einen Hauch rundlicher und fraulicher, als die jetzt in der ganzen Welt sozusagen Mode gewordene Nofretete. Alles an Tari, der Wunderschönen, scheint menschlich, scheint wirklich neben der mystischen Unwirklichkeit der dunklen Führerin. Das langflatternde, weitärmelige Gewand, die unter der hohen Krone auf die mächtigen, durch Schminkstriche noch vergrößterten Augen niederfallenden Locken, die zierlich abgestumpfte feine Nase, — nichts davon ist Schema, alles persönliches Leben. Seidenzartes Linnen von blendendem Weiß haben wir uns als Gewandstoff zu denken, dazu fein ziselierten Goldschmuck, Ketten in prächtigen Farben, aus blaugrünem Email, Smaragden, Saphiren, Karneolen, wie sie unser heutiger Modegeschmack den alten Ägypterinnen nachmacht.

Wie Nofretari inmitten all ihrer Pracht, im Kreise ihrer Prinzen und Prinzessinnen, wohl gleich der einfachsten Söldnerfrau Sorge trug und auf die Boten geharrt haben mag, als der große Pharao mit seiner Riesenarmee zum Kampf gegen die Hettiter gezogen war!

Die Botschafter sprachen von mühseligen Märschen durch glühenden Wüstensand, von den grünen Paradiesen Syriens und Kanaans. Die Macht Ägyptens, das Leben des großen Pharao stand auf der Messerschneide. In der schon halbverlorenen Schlacht von Kadesch brach er rasend wie ein verwundeter Löwe in die Reihen der Gegner ein und gewann seine verspielte Sache so weit, daß, wenn auch kein vollendeter Sieg, so doch ein Friedensvertrag zwischen dem Pharao und König Mouwattal folgte.

Der erste schriftlich aufgezeichnete Friedensvertrag der Weltgeschichte. Vom Hettiterkönig, auf silberner Tafel eingeritzt, in babylonischer Sprache, der Diplomatensprache der damaligen Welt verfaßt, dem Großen Ramses geschickt!

In Bruchstücken noch heute vorhanden ist der dem Friedensschluß folgende Briefwechsel unserer schönen Königin und der Gattin des Hettiterfürsten. Die beiden hohen Frauen nannten sich „Liebe Schwestern"; die Hettiterin gab ihrer Freude über den schönen Frieden und „die liebe Brüderschaft" der beiden Könige Ausdruck. Nofretari schrieb darauf eine Epistel, in der sie sich für den Gruß bedankte. „Möge der Sonnengott (der höchste Gott der Hettiter) Dein Haupt erheben und Dich froh machen! Und möge der Sonnengott den Frieden schön werden lassen und die schöne Brüderschaft zwischen den beiden großen Königen ewig dauern lassen!"

Arme Nofretari! Sie ahnte damals nicht, daß die Verbindung zwischen den beiden Ländern später noch eine viel innigere werden sollte!

Der Große Ramses war 50 Jahre alt. Da traf ihn und mit ihm sein ganzes Land die schmerzlichste Trauer. Nofretari schied aus dem Leben, bezog als fürstlich geschmückte Mumie, von fabelhaften Schätzen umgeben, das ihr lange bereitete Tempeltotenhaus.

Ihr Gatte hat sie nie vergessen, er hat sie lange beweint. Eine Lücke, die keine seiner vielen Frauen ausfüllen konnte, weder die schönsten noch die ihm am nächsten stehenden, die eigenen Töchter, klaffte in seinem prachtstrotzenden Leben.

Allmählich dachte er daran, die Lücke zu füllen. Nur die Tochter eines ihm ebenbürtigen, ganz großen Herrschers, konnte wieder erste Frau von Ägypten sein. In Betracht kam da als einziger der Großkönig, mit dessen Vater er sich einst wild gerauft und dann großmütig versöhnt hatte, Chattusil, der Beherrscher der Hettiter.

Schnell entschlossen gab man der Werbung des Großen Pharao nach. Ein Spezialgesandter brachte sie nach Chattusat, der damals neuen hettitischen Residenz, staunend über deren Raumweite und klobige Ringmauern. Von der Seeseite her kam gleichzeitig die Unterstützung seiner Werbebotschaft; eine sehr verführerisch sprechende Werbegabe: auf ägyptischen Schiffen schönes, ägyptisches Getreide zur Stillung einer durch Mißernten im Barbarenland ausgebrochenen Hungersnot.

Und nun wurde die blutjunge Prinzessin, die älteste Tochter des Königspaares, unter heißen Abschiedswünschen von ihren sie zärtlich liebenden Eltern ins ferne Ägyptenland geschickt. Ohne langen Aufschub; die Reise ist hart; die schlechte Jahreszeit steht bevor.

Man zeigt, was man kann und daß man wohl zu leben weiß: Großwürdenträger des Reiches und viele Hunderte von Fußsoldaten begleiten das schöne Kind, vierräderige Wagen, mit herrlichen Pferden bespannt, mit kostbaren Dingen beladen, folgen ihrem vornehmen Brautwagen. Gold- und Silbergeräte reisen mit ihr über die schaurigen Berge; zarte, wollene Stoffe, Kupferbarren, kunstvolle Waffen und Hausgeräte wandern mit; Herden erlesener Milchkühe, Ziegen und Schafe folgen. Die Reise ist lang und geht langsam vor sich, im Hirtentempo, der langen Viehkarawane wegen. Nässe und Kälte treten ein. Die kleine Schönheit, die so mir nichts dir nichts aus dem warmen Nest gehoben und ins ferne, fremde Land verschickt wurde, hat beim Zug über die verschneiten, taurischen Hochpässe die Sache wahrscheinlich gründlich satt. Aber der kindliche Kummer wandelt sich in strahlendes Erstaunen.

Die vornehmsten ägyptischen Würdenträger, Fußvolk und Kriegswagen harren in Syrien an der ägyptischen Landesgrenze, um sie weiter zu geleiten. Laut und frohgelaunt begrüßen sich Ägypter und Hettiter, die Kriegswut von einst ist vergessen, Freund und Feind weiden sich in Erinnerung an einstige beiderseitige Tapferkeit.

Ankunft in der neuerstandenen Hauptstadt — Ramsesstadt! — Jubelndes Volk in allen Straßen, augenblendende Pracht, vornehmer Glanz. Der große Ramses war ein Bauherr ohnegleichen. Die neue Hauptstadt, die er ins östliche Nildelta zum Schutze der Landesgrenzen hingestellt, stand breit hingegossen, weiß und golden, von seidigblauem Himmel überspannt. Was waren die rohen, asiatischen Städte gegen diese Pracht!

Die kleine Prinzessin war wohl schon sehr froh und sehr gehoben, als sie dem mächtigen Bewerber in seinem berauschenden Königspalast zugeführt wurde.

Ramses, die höchste Majestät mit dem Nimbus eines Gottes, der freundlich lächelnde, hochkultivierte, vornehme Mann, — nicht der blendendste aller jugendlichen Freier wäre gegen ihn aufgekommen. Und der Große, Gewaltige sieht voll aufjubelnden Wohlwollens auf die junge, liebliche Hettiterin. Beglückt, ihre Jugend und Schönheit für sich gewonnen zu haben, gibt er ihr den Namen Morgenröte.

Eine Tempelinschrift von Ipsomboul und zwei von Karnak, aus dreitausendjährigem Schweigen zum Reden erweckt, sind voll von ihrem Lobe. „Sie war dem Herzen des Pharao angenehm. Über alles liebte er sie."

Ob bis zuletzt? Wir wollen annehmen, daß sie dem aufrechten Neunzigjährigen noch zur Seite stand und daß er ihre warme Hand noch fühlen konnte, statt ihre Mumie wie die der unvergessenen Nofretari und der vielen vor ihm „in die Sonne gegangenen" Frauen, Prinzen und Prinzessinnen im Totentempel besuchen zu müssen. Einhundertundzehn Söhne und siebzig Töchter hatten ihm seine Frauen und Nebenfrauen geschenkt.



Bunte Chronik



Vierzig Berufe in siebenundzwanzig Jahren.

Francis Harley, ein 42jähriger Engländer, ist ein wahrer „Hans in allen Gassen". Er hat in 27 Jahren nicht weniger als 40 verschiedene Beschäftigungen gehabt. In seiner Jugend hatte er den Ehrgeiz, Journalist zu werden. Das ist aber einer der wenigen Berufe geblieben, die er noch nicht ausgefüllt hat. Jedoch hat Harley noch nicht die Hoffnung aufgegeben, daß dieser Jugendtraum doch einmal in Erfüllung gehen wird. Er befolgt im Leben stets seinen Wahlspruch: „Wenn ich keine Arbeit bekommen kann, dann schaffe ich mir selbst eine, und wenn ich keinen Arbeitgeber finde, so bin ich mein eigener." Francis hat nie Erwerbslosenunterstützung bezogen, hat nie im Leben gebettelt, nie eine Krankenversicherung in Anspruch genommen und hat sich doch nie in Not befunden. Die Liste der Beschäftigungen, die er bis jetzt gehabt hat, ist ein fast vollständiges Verzeichnis aller Berufsarten. Er war Schuhputzer, Laboratoriumsgehilfe, Milchmann, Soldat, Bäcker, Schiffsjunge, Maler, Reisender, Kaufmann, Lehrer, Schuhmacher, Fensterputzer, Auktionator, Obsthändler, Blumenhändler, Nachtwächter, Chauffeur, Sekretär, Stenotypist, Grammophonverkäufer, Croupier, Totengräber, Postbeamter, Straßenmusikant, Pfandleiher und Mixer. Das ist aber nur ein Auszug aus der großen Liste. Er hat 6000 Kilometer zu Fuß und 25 000 zur See zurückgelegt und dabei vierzehn fremde Länder gesehen. In seiner freien Zeit hat sich Harley als Dichter betätigt. 200 Gedichte hat er geschaffen und dabei mehr als 100 000 Worte geschrieben. An Abenteuern ist Harleys Leben reich. In Cardiff wurde er auf einem finnischen Schiff eingestellt. Erst tat er als Matrose Dienst, aber nach einiger Zeit kam er als Heizer in den Maschinenraum. Als das Schiff in einem anderen Hafen anlegte, verschwand plötzlich der Schiffskoch, und Harley trat an seine Stelle. Drei verschiedene Stellungen auf einer einzigen Fahrt, auch auf diesen Rekord ist Harley stolz. Vor fünf Jahren ging er mit 178 Pfund Sterling nach Deutschland. Er kaufte dafür Waren ein und ging nach England zurück. Für 10 Pfund erwarb er die Auktionslizenz und verkaufte in acht Tagen den ganzen Vorrat für 1000 Pfund. Ähnlich ging es ihm in Nizza. Dort verspielte er sein ganzes Geld, lieh sich dann ein paar hundert Mark und verließ die Riviera als wohlhabender Mann.



Lustige Ecke

Gemütlich.



Gast: „Die Gans ist so hart, als ob sie schon hundert Jahre alt wäre."

Ober: „Glauben S' dös net, gnä' Herr — eine Gans wird ja gar net so alt."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.